

Shortstories

Von LisanimeBluehawk

Inhaltsverzeichnis

Das Herz des Schneiderlehrlings	2
Seelenspiegel	4
Weihnachten	7
Auf schwankenden Pfaden	10
Das leere Haus	12
Runaway	13
Warten auf das Sonnenlicht	15
En Bild des Glücks	16
Nach einer langen Reise	17
Warme Sonnenstrahlen	18
Geschenke der Vergangenheit	19
Die große Freiheit	22

Das Herz des Schneiderlehrlings

Das Herz des Schneiderlehrlings

Geschickt fädelt Claire den Faden ein und tat den ersten Stich mit der Nadel. In dem Raum war es hell, sodass sie keine Probleme hatte dem Lauf der Naht zu folgen.

Ihr gegenüber saß die Schneidergesellin und nähte an einem neuen Anzug.

Für den Oberbürgermeister, dachte Claire.

Es war still im Zimmer bis auf das Rascheln des Stoffes, das sie wie ein Murmeln von winzigen Stimmen umgab.

„Es ist doch wirklich eine große Ehre, dass ich an diesem Kleidungsstück arbeiten darf, findest du nicht auch, Claire?“, fragte die Frau und deutete mit gespielter Ehrfurcht auf den Anzug auf ihren Knien.

Das Mädchen nickte nur.

„Der Herr Oberbürgermeister ist ja so ein guter Mann.

Er setzt sich ja neuerdings so gut für junge Leute ein. Junge Leute, wie dich.“

Stich.

Claire nähte weiter.

„Das ist auch bitter nötig“, sagte die Frau und hob den Ärmel des Anzugjacketts an, um ihn genau zu betrachten. Dabei warf sie aus den Augenwinkeln einen Blick auf Claire und sagte:

„Der Alkoholmissbrauch und Drogenkonsum bei Jugendlichen hat ja schrecklich zugenommen in den letzten Jahren.“

Stich.

Claire nähte weiter und verzog keine Miene, obwohl sie die Worte traf, wie giftige Pfeile.

„Ich hab gehört, deine Freundin Susi hat mit solchen Dingen auch oft Kontakt? Schade um das Mädchen“.

Stich.

„Und von ihrer Familie bekommt sie wohl auch keine Hilfe. Vater und Mutter getrennt. Er hat kein Glück mit den Frauen, sie trinkt und der Sohn hat nur Verachtung für seine Schwester übrig.

Wirklich sehr schade...“

Stich.

Claire fasste den Stoff fester und stach sich an der Nadel, als sie sie ein weiteres Mal durch den Stoff bohrte.

„Man hört ja so aller Hand, wenn man in einer so kleinen Stadt lebt, wie wir.

Stimmt es, dass ihre Noten immer schlechter wurden, weil sie aufgehört hat zu lernen?

Blut quoll hervor.

„Und dann soll sie auch noch zu schwänzen angefangen haben, das dumme Ding.“

Claire hörte auf zu nähen und beobachtete das rote Rinnsal, wie es langsam ihren Finger hinab rollte.

„Sie scheint ja auch keine Freunde zu haben, die ihr helfen konnten“, sprach die Frau weiter.

Stich.

Claire hörte sie nur noch wie durch einen Traum.
„Bist du nicht ihre Freundin gewesen?“
Und wieder ein Stich.
Direkt in mein
Herz,
dachte Claire.
Bin
ich
vielleicht
ein
Nadelkissen?

Seelenspiegel

Er starrte in das Glas vor ihm.

Die Flüssigkeit darin war durchsichtig wie Wasser und spiegelte sein Gesicht.

Leere Augen starrten ihm aus seinem Getränk entgegen.

Seine Hand zitterte.

Schatten lagen auf seinem Gesicht, umspielten seine markanten Züge.

Er konnte den Anblick nicht länger ertragen und stürzte die Flüssigkeit in einem Schluck hinunter.

Das Glas landete mit einem leisen PLONK wieder auf dem Tisch.

Schwindel erfüllte ihn und in seinem Kopf breitete sich eine angenehme Leere aus.

Dieselbe Leere, die eben noch in seinen Augen gestanden hatte.

Wieder starrte er in sein nun leeres Glas.

Er hatte das Gefühl, als sei alle Wärme aus ihm gewichen.

Sein Körper fühlte sich steif und kalt an.

Sein Herz schien immer schwächer zu schlagen.

Kaum noch spürte er dieses warme, glühende, von Lebendigkeit zeugende Pochen in seiner Brust.

Stattdessen fühlte er sich, als habe er Watte im Kopf, die ihm schon zu den Ohren herauskam und seine Glieder waren schwer wie Blei.

Ohne sich weiter Gedanken zu machen, nahm er die Flasche zu seiner rechten und füllte das Glas wieder auf.

Zum zweiten Mal sah er in sein hageres, ausgezehrttes Gesicht.

Der verlorene Schlaf der letzten Tage, hatte deutliche Spuren hinterlassen.

Seine Mundwinkel deuteten mürrisch nach unten und seine Augen waren dunkel und geschwollen und vor Schwermütigkeit halb geschlossen.

Ein leichter Schauer durchfuhr ihn und plötzlich durchströmte ihn eine gewaltige Hitze, die die Kälte verdrängte.

Das Gesicht, das ihm aus dem Glas entgegenblickte ließ ihn vor Hass erzittern.

Wütend packte er das Glas, verschüttete dabei den halben Inhalt und trank den Rest hastig aus, sodass ihm ein kleines Rinnsal zwischen den Lippen entflo, sein Kinn hinabließ und von dort auf sein Hemd tropfte.

Doch das Brennen in ihm wurde nicht weniger. Im Gegenteil:

Das Getränk entfachte ein Feuer von solcher Hitze in ihm, dass er sich krümmte.

Das Gesicht verzerrt und die eine Hand in sein Hemd gekrallt, griff er mit zitternden Fingern abermals nach der Flasche, setzte sie mit zitternden Fingern an die Lippen und nahm einen großen Schluck.

Schlagartig verschwand das Brennen und er sank erschöpft auf seinem Hocker zurück. Einige Zeit verstrich, in der er seine Umgebung wie durch einen tiefen Nebel wahrnahm.

Um diesem Gefühl der Unwirklichkeit zu entrinnen, wandte er sich wieder seinem Glas zu und schenkte sich erneut von der klaren Flüssigkeit ein und starrte trübsinnig darauf hinab.

Diesmal jedoch war es nicht sein eigenes Gesicht, dass ihm da entgegenblickte.

Es war das Antlitz eines jungen Mädchens.

Nicht älter als fünfzehn. Nur zwei Jahre jünger als er selbst.

Ihre Haut war offenbar zart.

Hell und glatt leuchtete es in seinem Glas und zeigte keine Spur von Falten.

Doch ihr Mund und ihre Augen waren weit aufgerissen und vor Angst verzerrt.

Aus ihrer Nase rann Blut und ihre Haare standen ihr zu Berge.

Es schüttelte ihn, als fürchtete er, das Mädchen könne plötzlich seine Hand ausstrecken und ihn zu sich auf den Grund des Glases ziehen.

Rache üben.

„Ich habe dich nicht getötet“, stammelte er.

„ich sollte es tun, aber ich hab es nicht über mich gebracht, was willst du von mir?“

Das weinende Mädchen starrte ihn aus leuchtend grünen Augen an.

Schon gellte ein Schrei in seinen Ohren.

Während er noch zusammenfuhr und die Hände auf die Ohren presste, legte sich plötzlich grob eine Hand auf seine Schulter und der Schrei erstarb.

„Ich glaub, du hast genug gehabt“, grunzte der Wirt, zerrte ihn von seinem Hocker und führte ihn zum Ausgang.

Dort riss er sich los, drückte dem Mann Geld in die Hand und machte sich taumelnd auf den Heimweg.

Während er versuchte trotz des Schwindelgefühls in seinem Inneren dem Verlauf des Gehwegs zu folgen, bemerkte er den Regen kaum, der sein Gesicht benetzte und seine Kleidung durchnässte. Das Wasser lief ihm über den Körper und schien mit ihm zu verschmelzen.

Sein ohnehin schon glasiger Blick, wurde nun durch den dichten Regen noch stärker eingeschränkt und sein bleischwerer Körper schien mit jedem Regentropfen an Gewicht zuzunehmen. So stürzte er, als er die Straße überquerte und vor lauter Trunkenheit und Müdigkeit den Fuß nicht heben konnte und über den Bordstein stolperte.

Den Aufprall nahm er gar nicht erst wahr, auch nicht den Riss auf seiner Stirn oder das Blut, das ihm ins linke Auge lief.

So blieb er einfach reglos liegen und starrte mit müden Augen in den Regen.

Es mussten Stunden vergangen sein, jedenfalls kam es ihm so vor, als über ihm eine Straßenlaterne plötzlich in grellem Licht erstrahlte.

Er blinzelte und drehte sich mühsam zur Seite um bloß nicht ins hellgelbe Licht blicken zu müssen, das ihn blendete.

So blieb er mit dem Blick an einer Pfütze hängen, die sich neben ihm, unterhalb der Bordsteinkante gebildet hatte.

Sie spiegelte das Licht der Laterne wider und war jetzt, da der Regen verebbt war, glatt wie ein Spiegel. Er setzte sich auf und bereute jäh sein kleines Püschchen auf dem harten Stein.

Seine Glieder waren nun eiskalt und ganz steif geworden.

Es kostete ihn einige Mühen sich aufrecht hinzusetzen.

Mit dem Rücken an eine Hauswand gelehnt ließ er den Blick über seine Umgebung schweifen.

Die Straße lag leer und still vor ihm.

Nicht einmal eine streunende Katze war in der Nähe.

Eine unheimliche Stille umfing ihn und er fragte sich, wie spät es wohl war.

Da endlich sah er hinab auf die Pfütze vor ihm, die noch immer unberührt dalag.

In dem Wasser blickte er abermals in das Gesicht des Mädchens.

Diesmal lächelte es.

Seine dunkelblonden Haare lagen glatt und ordentlich an seinem Kopf.

Ihre grünen Augen strahlten freundlich und es sprangen goldene Sprenkel darin. Er blickte sich um, ob das Mädchen hinter ihm sei. Doch da war niemand. Er wandte sich wieder der Pfütze zu und erkannte, dass er kein Spiegelbild hatte. Nur das Gesicht des Mädchens lächelte ihm aufmunternd zu. Er beugte sich vor, langsam, um das Bild genauer zu betrachten. Je näher er der Wasseroberfläche kam, desto mehr veränderte sich das Bild darauf. Das Lächeln des Mädchens schwand zusehends. Darauf erschien Überraschung darauf und schließlich – als seine Nase das Wasser fast berührte – riss es den Mund weit auf zu einem stummen Schrei. Er zuckte zurück und im gleichen Moment veränderte sich das Bild. Ein anderes Gesicht erschien. Sein eigenes und dahinter – es war das eines Mannes in mittlerem Alter. Schwarzes Haar fiel ihm in die Stirn, in seinen hellblauen Augen stand ein Lächeln und sein Kinn war bedeckt mit einem zarten Bart. Er legte dem Jungen eine Hand auf die Schulter, legte den Kopf schief und nickte ihm freundlich zu. Bei der Berührung zuckte Ryan zusammen und tastete nach der Hand des Mannes, die noch immer auf seiner Schulter ruhte. Doch da war nichts. Nur der Stoff seines feuchten Hemdes unter seinen steifen Fingern und da spürte er auch endlich wie kalt es war. Verwirrt blickte er noch einmal die Straße auf und ab, dann erhob er sich mit einem Frösteln und lief dann mit schweren Schritten in Richtung zu Hause. In der Pfütze zurück blieb das Spiegelbild des Lichtkegels über ihr. Allein und verlassen in der Dunkelheit.

Weihnachten

Die Flammen der Kerzen warfen zuckende Schatten an die Wand gegenüber. Ein Duft von geschmolzenem Wachs, von Zimt und Vanille, von Lebkuchen und Tannennadeln erfüllte die Luft.

Im ganzen Raum schmückten Tannenzweige, goldene und rote Kugeln, kleine goldene Glöckchen und Schalen voller Plätzchen und Mandarinen die blassgrünen Wände und die Möbel aus dunklem Kirschholz. Auf der Kommode neben der Tür, auf der Fotos aus längst vergangenen Zeiten standen, waren Räucherstäbchen aufgestellt und am Kamin hingen drei Socken gefüllt mit Nüssen und köstlicher Schokolade.

Nyoko saß am Tisch, in einem kuschligen hellgrünen Pullover, der mit ihren ebenso grünen Augen wetteiferte, die schon seit einiger Zeit verträumt auf das Fenster gerichtet waren.

Dort draußen fiel der Schnee in kleinen Flöckchen und bedeckte die sonst immer so graue Stadt mit einer weichen weißen Decke.

Nyoko verfolgte wie gebannt, wie die kleinen Eiskristalle vom Himmel hinab schwebten.

Wie sie an ihrem Fenster vorbei wirbelten und wie einige von ihnen an der Scheibe kleben blieben und ein kunstvolles Muster bildeten, wie es nur die Natur zu tun versteht.

Neben Nyoko, die geistesabwesend mit dem Stein an ihrer Kette spielte hatte sich Hoshi, das Kätzchen, auf dem Stuhl zusammengerollt und schnurrte behaglich vor sich hin.

Plötzlich zuckte sie mit den Ohren, sprang auf und schlich – unbemerkt von dem Mädchen in dem hellgrünen Pullover – aus dem Zimmer.

Während jenes, erfüllt von Wärme, Licht und den Menschen, die dort lebten unten auf der Erde im Schnee versank, türmten sich hoch oben über der Stadt die Wolkenberge auf und Schneeflocken schwebten wie Federn zur Erde hinab und überzogen sie mit weißem Glanz.

Ein besonders schöner Eiskristall wirbelte durch die Luft.

Es war bereits dunkel und so leuchtete er im Schein der Straßenlaternen und der Lichterketten in den wenigen Bäumen, die die Straßen Willburs säumten.

Er flog auch an dem Fenster vorbei, vor dem Nyoko immer noch saß und dem Schneetreiben zusah.

Hätte er die Fähigkeit zu sprechen gehabt, hätte er zu erzählen gewusst, dass sie nun Gesellschaft von ihrem Zwillingbruder Akiyama bekommen hatte, der gerade die Hand nach einem Schokoladenbonbon ausstreckte und dass die Großmutter Ishi ihm mahnend auf die Fingerschlug.

Der Kristall sank indes immer tiefer und näherte sich schon dem Asphalt, doch da wurde er abermals von einem Windstoß ergriffen und trudelte geradewegs in eine dunkle Gasse hinein.

Um ihn gab es nichts außer Dunkelheit und den Geruch verdrängte er mit Absicht.

Einsam und allein saß ein junger Mann auf einem Müllcontainer und beobachtete durch den dichten Schnee das Haus auf der anderen Straßenseite, dessen Lichter hell erleuchtet waren.

Ryan seufzte. Er fühlte sich kalt und leer.

Obwohl er nicht fror – was wirklich ein Wunder war, schließlich trug er nichts weiter als einem dünnen Hemd und einem offenen Mantel, nichts, das ihn wirklich vor der Kälte des Schnees hätte schützen können.

Allerdings war sein Körper ziemlich steif und das einzige an ihm, das sich noch wirklich lebendig anfühlte, war seine linke Hand, in der er ein warmes Fischbrötchen hielt.

Wenn er so da saß, in der dunklen Gasse, in die sich nicht einmal der Schnee verirren wollte und deren Boden nur von grauem schmutzigen Schneeklumpen bedeckt war, und er hinüber blickte, in das Fenster hinein und das flackernde Licht von Kerzen sah, wurde ihm etwas klar.

Er hatte sich sein Weihnachtsfest eigentlich ganz anders vorgestellt.

Eigentlich sollte er jetzt mit seiner besten Freundin Ruby zuhause in seinem Appartement sitzen und einen leckeren Braten verdrücken. Eigentlich.

Stattdessen hockte er hier tatenlos herum.

Auf einem Müllcontainer. Im tiefsten Winter, in einer Kleinstadt in England.

Wenigstens hatte er noch sein Fischbrötchen.

Er starrte weiter durch den dichten Schneefall hinüber zu dem Fenster.

Dort bewegten sich Menschen.

Die Zielperson musste auch dabei sein. Dies allerdings brachte Ryan auch nicht weiter.

Schließlich war sein Befehl, sie draußen abzufangen und zu überfallen.

Doch er wusste, dass er sie heute wohl kaum noch zu Gesicht bekommen würde und, wenn doch, könnte er sich wohl kaum überwinden sie anzugreifen.

Auch Killer haben ihre Grenzen.

Ein plötzliches Frösteln durchfuhr ihn. Etwas hatte sich verändert.

Er kniff die Augen zusammen. Da war ein Licht.

Während er noch saß und starrte schwebte eine einzelne kleine Schneeflocke heran.

Die Flocke flog genau auf ihn zu und landete auf seiner ausgestreckten Hand.

Aus der Nähe betrachtet fiel ihm auf, dass es sich bei der Flocke um einen einzelnen Kristall handelte.

Etwa in der Größe eines Daumennagels und von außergewöhnlicher Schönheit.

Doch das war nicht das einzig besondere an ihm.

Der Kristall leuchtete und strahlte eine Wärme aus, die Ryan vorkam wie von tausend Sonnen.

Die Schneeflocke hatte auf ihrem Weg durch die Straßen Willburs all das Licht und die Freundlichkeit der Weihnachtszeit in sich aufgenommen und gab diese nun an den nächsten, auf den sie traf.

Der Junge betrachtete fasziniert den leuchtenden Kristall, der bei dem Kontakt mit seiner Haut langsam schmolz, bis er nichts weiter war, als ein einfacher Wassertropfen.

Mit dem Kristall schwand auch das Licht, doch nicht die Wärme in Ryan und er war auch nicht mehr allein.

Ein kleines schwarzes Kätzchen mit einer weißen Blässe auf der Stirn saß neben ihm auf dem Deckel einer Mülltonne und blickte ihn aus leuchtenden grünen Augen an.

„Hallo“, sagte Ryan leise, um das Tier nicht zu erschrecken, „musst du auch allein Weihnachten feiern?“

Wie um zu antworten, setzte sich das Kätzchen auf, legte seine Pfoten auf den Arm des Jungen und rieb schnurrend sein Köpfchen daran.

Ryan, der in der anderen Hand immer noch das Fischbrötchen hielt nahm jetzt ein Stückchen Fisch und hielt es dem Kätzchen hin.

Dieses legte den Kopf schief, blinzelte und begann das Stück Fisch genüsslich zu

verzehren.

Ryan musste lächeln.

„Scheint als würde ich doch noch zu meinem Weihnachtsessen zu zweit kommen.“

Die Katze leckte sich das Schnäuzchen.

Im Haus gegenüber, in dem Zimmer das nach geschmolzenem Wachs, Zimt und Vanille,

Lebkuchen und Tannennadeln duftete, roch es jetzt außerdem nach Lachs und Reis und Currysoße, nach Plumpudding und Bratäpfeln, die gerade von Yuki dem ältesten Bruder serviert wurden.

„Weihnachten ist doch einfach die schönste Zeit im Jahr!“, sagte Akiyama zwischen zwei Bissen und nahm sich noch Reis nach.

Yuki lächelte und Nyoko nickte nur.

„Das ist wahr“, sagte Ishi und mit einem verstohlenen Blick nach draußen fügte sie mit einem Schmunzeln hinzu:

„Und niemand sollte diesen besonderen Tag allein verbringen müssen.“

Auf schwankenden Pfaden

Du musst genau darauf achten, wo du deine Füße hinsetzt. Ein falscher Schritt und du bist Geschichte!“

Ryan hatte alle Mühe das Gleichgewicht zu halten. Einen Fuß vor dem anderen stand er da, mit dem linken Arm rudern, um die Balance aufrecht zu erhalten.

Das raue Seil unter seinen nackten Zehen bohrte sich tief in seine Haut, doch er biss die Zähne zusammen.

Sein Trainer dachte sich immer die schwierigsten Aufgaben für ihn aus. Empfindlichkeit konnte er da nicht gebrauchen.

Vorsichtig hob er das linke Bein vom Seil, ging in die Knie und führte es langsam neben der Schnur entlang. Seine Beine zitterten vor Anspannung.

Ryan konzentrierte sich ganz auf seinen Körper.

Ein Blick in die Tiefe und es ist aus. Er setzte den Fuß wieder auf das Seil.

Jetzt befand er sich genau in der Mitte.

„Ja, gut. Weiter so! Du schaffst es.“

Ein Schweißtropfen rann von seiner Stirn und tropfte ihm ins rechte Auge.

Ein durchsichtiger Schleier breitete sich vor ihm aus.

„Steh da nicht so rum, deine Zeit läuft!“

Wieder biss Ryan die Zähne auf einander und setzte dann seinen Weg über das Seil fort. Für einen Menschen mit nur einem Arm war es um einiges schwerer das Gleichgewicht zu halten. Den linken Arm weit von sich gestreckt ging er wieder leicht in die Knie und setzte den rechten Fuß vor den linken.

Dabei hob und senkte er seinen Arm mit leicht kreisenden Bewegungen.

Ein Schritt, noch ein Schritt. Bald hatte er das Ende erreicht.

Ryan schloss die Augen um den Moment auf sich wirken zu lassen.

Er stand auf einem Seil, zwanzig oder dreißig Meter über einer Schlucht und unter ihm erstreckte sich ein riesiger alter Urwald.

Er hörte das Rauschen in den Bäumen unter ihm, den Gesang der Vögel und das Kreischen der Affen.

Nur noch ein paar Meter, dann hatte er es geschafft.

Doch da erzitterte das Seil plötzlich. Ryan schwankte und taumelte und versuchte verzweifelt den Halt zurückzugewinnen. Er krallte sich mit aller Gewalt mit den Zehen fest, doch vergeblich. Er spürte die feuchtwarme Luft kühl an ihm vorbeirauschen, während er fiel.

„RYAN!“ Das war sein Trainer. Ryan spürte einen Ruck, der ihm scharf durch die Glieder fuhr. Er blickte nach oben.

Mit der Hand klammerte er sich am Tau fest. Sein Trainer kniete am Abhang und starrte ihn entgeistert an.

„Hey, ist alles in Ordnung bei dir?“ Sein schwarzes Haar stand ihm zu Berge und seine Augen waren vor Schreck geweitet.

Ryan nickte leicht. Was gar nicht so einfach war, schließlich standen die Muskeln seiner Nacken- und Schulterpartie unter starker Anspannung.

Ryan festigte seinen Griff um das Seil und begann sich hochzuziehen. Dann schwang er zuerst das rechte und dann das linke Bein hinüber und hielt sich fest.

„Gut gemacht, Junge. Und jetzt komm zu mir!“

Ryan hangelte sich so gut es mit nur einer Hand eben ging auf das Seilende hinter ihm

zu. Als er mit dem Kopf gegen die Felskante stieß, wusste er, er hatte es überstanden. Sein Trainer reichte ihm die Hand und zog ihn zu sich auf die Plattform. Ganz in der Nähe war der Ruf eines Kakadus zu hören. Ryan kroch einige Meter von der Klippe fort, setzte sich hin und atmete tief aus. Sein ganzer Körper fühlte sich an wie Wackelpudding, aber in seinem Kopf machte sich der Stolz breit. Sein Trainer warf einen Blick auf die Stoppuhr. „Zwei Minuten und fünfzig Sekunden. Gar nicht schlecht.“ Ryan hob den Kopf. „Was war denn Ihre Bestzeit, Sensei?“ „Eine Minute Zwanzig.“ „Das kann ich toppen“, sagte Ryan, sprang auf die Beine und ging wieder auf den Abhang zu. „Halt, lass das. Du hast dir doch eben schon beinahe den Hals gebrochen!“ Doch Ryan betrat das Seil. „Dann werde ich diesmal eben alles richtig machen“, erwiderte er.

Der Kakadu im Baum über ihren Köpfen schüttelte sein Gefieder aus. Mit Linsen, wo einmal seine Augen gewesen waren, beobachtete er den Jungen bei seinem Training. Weit entfernt, in einem geheimen Turm, im Inneren eines erloschenen Vulkans starrte Zeak auf den Bildschirm. „Wirklich ein außergewöhnliches Kind“, murmelte er. „Ja, nicht wahr?“ Zeak zuckte zusammen und drehte langsam den Kopf. „Oh, verzeihen Sie! Ich habe Sie gar nicht kommen hören!“ Er sprang auf und verbeugte sich tief vor seinem Boss. „Schon gut, du kannst dich wieder setzen“, der Mann winkte ab. Gehorsam senkte Zeak den Kopf und widmete sich wieder seinem Beobachtungsobjekt. „So ein Kind habe ich in der Tat noch nie gesehen“, sagte er diesmal laut. „Erst zehn und trotzdem verfügt er über eine Willenskraft von der andere nur träumen können!“ „Hm, sehr interessant“ erwiderte der Chef und beugte sich vor. Der Junge hing jetzt wieder unten am Seil und zog sich immer wieder an seinem linken Arm nach oben. „Er – er trainiert!“, stieß Zeak entgeistert aus. „Ist der lebensmüde? Wenn er sich überanstrengen und sich der Griff auch nur um ein paar Zentimeter lösen sollte, stürzt er in den sicheren Tod. Was ist das nur für ein Kind?“ Das Gesicht seines Vorgesetzten verhärtete sich. „Das kann ich dir sagen“, knurrte er. „Er ist ein verdammter Shinobi.“ Zeaks Augen weiteten sich. „Meinen sie etwa - ?“ „Genau. Er ist ein Angehöriger vom Stamm der Hanashi“, ein grausames Lächeln breitete sich auf Kages Gesicht aus und jagte Zeak einen Schauer über den Rücken. „Und er wird selbst dafür sorgen, dass er bald der Letzte ist.“

Das leere Haus

Sie stand vor einem leeren Haus.

Aber für sie war es nicht leer. In ihm lebte eine Erinnerung.

Eine Erinnerung, die hier so lebendig war, wie sie selbst.

Ihr Atem schlug Wölkchen vor ihrem Mund. Der raue Stoff ihres Mantelkragens streifte immer wieder ihre Lippen, während sie sich dem Eingang näherte. Hier war es damals passiert. Dies...

Sie stieg die fünf ihr so bekannten Stufen hinauf. Zwölf Klingelschilder an der Wand, eine Tür, ein Treppenhaus. Ihr Blick war auf die Tür geheftet, wie ein Plakat an eine Litfasssäule.

Sechsenddreißig Stufen und sie wäre am Ziel. Ihre Finger glitten über die Klingelknöpfe.

Es ist wie damals, genau wie damals.

Bei dem dritten Schild in der zweiten Reihe hielt sie inne.

Würde es klappen? Sie hatte gehört, dass das Leben wie ein Film einem vorgefertigten Drehbuch gehorchte. Würde sie die Zeit zurückdrehen können wie bei einem Flashback? Oder wie wenn man eine Szene zurückspult um sie sich ein weiteres Mal anzusehen? Wenn sie jetzt klingelte, würde er ihr dann wieder öffnen? Würde er den Türöffner betätigen und würde es im Treppenhaus wieder nach Waschmittel riechen?

Bei diesem Gedanken zitterte ihr Finger vor Aufregung.

Sie musste es versuchen: Sie drückte auf den Klingelknopf.

Nichts geschah. Sie hielt den Atem an und wartete, den Finger immer noch auf dem Klingelknopf.

Sie klingelte noch einmal. Und noch einmal und weiter. Sie ließ den Finger auf dem Knopf liegen.

Immer noch regte sich nichts. Und da kam plötzlich die Hitze zurück. Es war genau wie damals, auch die Hitze war wie damals.

„Warum öffnest du mir nicht!?“ Ihre Stimme durchschnitt die nächtliche Stille. „Warum lässt du mich nicht rein? Warum lässt du mich nicht rein?!“, schrie sie immer wieder und schlug mit beiden Fäusten auf die Tür ein. Die Tränen spritzten, ihre Fingernägel hinterließen halbmondförmige Abdrücke in ihrer Haut.

Da war die Hitze plötzlich fort und die Kälte kroch durch alle Öffnungen ihres Mantels in sie hinein. Sie ließ die Hände sinken, immer noch zu Fäusten geballt, unfähig ihre verkrampften Finger zu lösen. Erschöpft ließ sie sich an der Wand mit den Klingelschildern hinuntergleiten.

Sie hatte die Zeit nicht zurückdrehen können, sie hatte versagt und er würde ihr nie wieder öffnen.

Dies war das einzige, an das sie denken konnte, während der Nebel sich allmählich über alles legte, sie schließlich mit seinen feuchten, eisigen Armen umschloss und ihr auch noch den Rest ihres Geistes aussaugte.

Runaway

„Schön, dich wieder zu haben.“

Mickis Freude war kaum zu übersehen. Ihre grünen Augen strahlten gerade zu und sie musste sich immer zu die blonden Haare aus der Stirn streichen.

„Ja.“ Sebastian lächelte schwach und drückte ihre Schulter.

Sie hatten zusammen seine Koffer gepackt. Jetzt warteten sie darauf, dass einer den ersten Schritt tun und sie beide diesen Ort verlassen würden.

Es war keine wirkliche Überraschung für ihn gewesen, als der Arzt ihn vor einigen Tagen zur Seite genommen hatte.

„Sebastian“, hatte er gesagt und ihn mit seinen durchdringenden blauen Augen forschend angesehen. „Ich verfolge Ihre Genesung schon, seit Sie hier her gekommen sind.“

Und ich denke, sie haben es endlich geschafft. Nicht nur, dass sie den kritischen Bereich bereits verlassen haben. Sie wirken auf mich schon wieder wie ein ganz normaler, gesunder Mensch.“

Sebastian hatte darauf genickt und gesagt, dass er sich freue, aber in Wirklichkeit hatte diese Neuigkeit nicht einmal ein winziges Kribbeln in seinem Magen ausgelöst.

Als er jetzt mit seiner besten Freundin auf der Terrasse stand und dem Flüstern des Windes in den grünen Blättern lauschte, dem Schaben der Äste an den Fensterscheiben und dem Gesang der Vögel, fühlte er sich immer noch nicht so leicht und frei, wie er es sich immer vorgestellt hatte. Irgendwie so, als wäre er ein Luftballon voller heißer Luft, die ihn nach oben zog, doch gleichzeitig wurde er von einem schweren, Übelkeit erregenden Betonklotz in seinem Bauch davon abgehalten sich in die Lüfte zu erheben.

All die Geräusche, Gerüche und Gefühle drangen nur wie durch einen dichten Nebel zu ihm durch.

Damals, als er vor zwei Jahren hierher gekommen war, war er schwer krank gewesen. Schwer suizidgefährdet.

Niemand hatte an seiner baldigen Genesung gezweifelt.

Seine Eltern nicht.

Sein Bruder nicht.

Seine Freunde nicht.

Micki nicht.

Die Ärzte auch nicht.

Niemand außer ihm.

„Komm“, sagte Micki und nahm ihn bei der Hand, „lass uns gehen. Zu hause warten alle.“

Mit beschwingten Schritten lief sie ihm voraus. Er folgte ihr weit weniger flink.

Sie wollte in den Freizeitpark mit ihm. Eine Party mit all seinen alten Freunden feiern, Grillen, zusammen mit ihm in den Urlaub fahren. In den Süden.

Irgendwo dahin, wo es warm ist.

Sie verstand nicht, dass es für ihn noch lange nicht zu Ende war. Sie konnte es nicht spüren, dieses dunkle harte Etwas, das sich da immer noch in ihm versteckte.

Es würde ihn nie verlassen, das wusste er. Aber die anderen Menschen sahen es nicht. Sie konnten nicht einsehen, dass mancher Schmerz nie nachlässt, dass manche Wunden nicht heilen. Vor allem dann nicht, wenn man sie sich selbst zugefügt hat.

Micki hievte einen der Koffer in die Höhe.

Sebastian trottete zu ihr und nahm ihn ihr aus der Hand.

Sie lächelte ihn dankbar an und küsste ihn auf die Wange, ganz flüchtig, und dann schnappte sie sich seinen Rucksack und verließ das kahle Zimmer durch die Tür.

Sebastian sah sich noch einmal um, dann trat auch er auf den Flur hinaus.

Weiße Wände. Ruhige, eintönige Bilder.

All das würde ihm nicht fehlen.

Eine kühle Brise strich über die Haare an seinem linken Arm.

Sein Ärmel war hochgerutscht und seine alten Narben gut sichtbar für die Außenwelt freigelegt. Micki wartete am Auto. Der Kofferraum war offen.

Sebastian packte Koffer und Rucksack hinein und wandte sich dann noch einmal dem Haus zu und den Leuten, die sich jetzt davor versammelt hatten, um ihn zu verabschieden.

Hände wurden geschüttelt, leere Blicke gewechselt.

Dann stiegen sie ein und fuhren einfach davon.

Ein humorloses Lächeln umspielt seine Lippen.

Davonfahren, davonlaufen. Er hatte schon alles versucht, aber es ging nicht immer.

Manchmal muss man sich seinen Dämonen stellen.

Erst recht dann, wenn sie in einem selbst schlummern, einem den Verstand vernebeln, bis man nichts mehr spürt, als dieses Brennen, das einen fast zerreißt.

Ausweglosigkeit und Verzweiflung. Angst. Panik. Schmerz. Und Hass.

Nicht vor allem kann man fliehen.

Aber man kann es versuchen.

Der Wagen blinkte und sie gingen in die Kurve. Micki neben ihm schrie auf und dann war da nur noch

Dunkelheit.

Warten auf das Sonnenlicht

Stille herrscht, Gedanken ziehen
Die Nacht umgibt mich, einem Mantel gleich
Ich zittere, ich weine
Ich warte auf das Sonnenlicht

Alles schwarz
Der Schlaf noch fern, trotz Müdigkeit
Ein stummer Schrei entwindet sich
Ich warte auf das Sonnenlicht

Mir ist so kalt
Mir ist ganz heiß
Bald sterbe ich an Einsamkeit

Die Schatten fliehen,
Verlassen mich
Die letzte Träne trocknet nicht
Allein mit der Schuld bleib ich zurück
Ich blinzele ins Sonnenlicht

Lisanime 9. November 2010

En Bild des Glücks

Ein Bild des Glücks

Ist der Tag auch grau
Und mein Leben leer
Fällt mir nichts ein
Mein Geist gibt's nicht her
Hab ich verloren
Im Spiel des Lebens
Verspielt mein Geld
Und verfehlt das Ziel
So kann ich all das doch einfach vergessen
Wenn ich es sehe:
Dein Lächeln

Das Lächeln der Menschen ist
Wie ich weiß ganz gewiss
Das Wertvollste das sie haben
Ein Lichtblick
Ein Feuerwerk
Ein Trost
Eine Hoffnung
Ein Bild des Glücks

Nach einer langen Reise

Nach einer langen Reise
Vermutlich durch die Zeit
Komme ich nach Hause
Ich hoffe ihr verzeiht
Dass ich so lange fort war
Ich habe mich verirrt
Auf den Spuren eines Nachtmars
Ich bin zurückgekehrt
Ich sehe voller Freude
Ihr seid noch alle da
Und bitte voller Reue:
„Nehmt mich in den Arm!“

Warme Sonnenstrahlen

Warme Sonnenstrahlen
Kitzeln mein Gesicht
Dein Lächeln strahlt heller
Als das bunte Licht
Jetzt ist dein Haar
Matt und unscheinbar
Wie meins
Ich wünschte es wäre wieder
Wie es damals war
Denn dein Glanz ist verschwunden
So wie das Sonnenlicht
Geblieben sind einzig
Ein trügerisches Lächeln in deinem kaputten Gesicht
Und dieses kleine lächerliche Gedicht

Geschenke der Vergangenheit

Ich wische die Staubkörner vom Holz. Eigentlich müsste ich es wahrscheinlich öfter machen. Aber schon nach wenigen Minuten setzen sich wieder neue an die Stelle der alten.

Ich würde mein ganzes restliches Leben damit zubringen immer wieder mit einem feuchten Lappen über die Oberfläche der Kommode zu wischen.

Aus der Küche höre ich Geschirr klappern und Gemurmel. Yuki spült und scheint dabei laut zu denken. Ich drehe mich nach dem Couchtisch um und greife nach den Bilderrahmen.

Der silberne Beschlag wiegt schwer in meiner Hand. Hinter dem Glas lächelt mir sein Gesicht entgegen. Falten ziehen sich wie Furchen in einem Acker durch seine Haut. Seine Augen leuchten und seine Lippen sind zu einem Lächeln verzogen.

Ich streiche zärtlich über das kalte Glas. Wenn ich ihn so ansehe, habe ich das Gefühl, er könne sich jeden Moment bewegen und mir zunicken, seine Pfeife hervorziehen und zu rauchen beginnen.

„Hikari“, flüsterte ich und spüre wieder einmal, wie sich meine Brust schmerzhaft zusammenzieht. Wenn ich die Augen schließe, kann ich ihn vor mir sehen, wie er damals ausgesehen hat, als wir uns das erste Mal unterhielten.

Er hatte sein braunes, rebellisch langes Haar im Nacken zusammengebunden, seine grünen Augen blitzten frech auf, während er mich angrinste.

„Was für eine Freude, dich zu sehen, Ishi-chan. Vor allem in diesem hübschen Rock“, lachte er mit einem Blick auf meine nackten Knie. Ich, über die Salatköpfe im Garten gebeugt, erhob mich, klopfte mir die Hände ab und stemmte die Fäuste in die Hüften.

„Anstatt mich so anzustarren, kannst du dich lieber nützlich machen, du Faulpelz!“

Hikari lächelte zur Antwort, krepelte sich die Ärmel hoch und kniete sich tatsächlich nieder, um mir zu helfen. Während wir Unkraut rupften, die Beete gossen und die Erde auflockerten, erzählte er mir, dass er gerade erst aus der Stadt zurückgekehrt war.

„Unglaublich, wie viele Menschen es dort gibt! Als ich hier ankam, wäre ich beinahe umgefallen. In der Stadt gibt es eine Menge Leute, die einen stützen, wenn man auf den Straßen unterwegs ist.“

Ich hatte ihm damals aufmerksam zugehört. Der junge Mann hatte mich sehr beeindruckt. Er war zum Studieren in der Stadt gewesen. Auch ich hatte gerne studieren wollen, aber ich hatte mich meinen Eltern und dem Dorf verpflichtet gefühlt. Die Hanashi konnten alle helfenden Hände gebrauchen, weshalb die meisten Kinder blieben, um sich auf dem Hof und im Garten nützlich zu machen.

Ich lächele bei der Erinnerung daran, wie Hikari und ich uns immer geneckt und geärgert haben, als wir noch jung waren und wie wir uns an einem schwülen Sommertag im Wald, wo wir nach Feuerholz hatten suchen wollen, das erste Mal küssten.

Kein Jahr später habe ich Ishiko bekommen. Wieder legt sich ein Schatten der Trauer über mich, bei dem Gedanken an meine tote Tochter, an die verlorenen Jahre und alles, was nun für immer hinter mir liegt. So weit weg und unwiederbringlich. Sauber und glänzend stelle ich die Rahmen an ihren alten Platz. Rechts und links davon die kleinen Drachen, aus deren Mündern Räucherstäbchen aufragen, die einen süßlichen Duft nach brennendem Holz und Vanille verströmen. Es ist jetzt schon

zweiundzwanzig Jahre her, dass ich Hikari beerdigen musste und dann zusammen mit Ishiko und ihrem Mann Jack Scott nach England gezogen bin.

Jack war Pilot gewesen. Ich erinnere mich nur zu gut an den Tag, an dem meine Tochter laut rufend und winkend aus dem Wald gelaufen kam.

„Da ist ein Mann vom Himmel gefallen!“, hatte sie gerufen. „Er ist mit seinem Flugzeug ab-gestürzt! Kommt schnell, er braucht Hilfe!“

Eigentlich war es verboten, Fremde ins Dorf zu bringen, um die Bekanntheit dieses Ortes auf seine Bewohner zu beschränken, doch Ishiko ließ nicht locker. Ich erkannte bei ihr die selbe wilde Entschlossenheit das Richtige zu tun, wie ich sie erst jetzt, viele Jahre später bei mir selbst wiederfinde.

Wir schickten eine Gruppe Männer mit ihr zu der Unfallstelle und sie fanden den Mann neben seinem Flugzeug liegen, dessen Flügel zerbrochen war und dessen Rumpf einige schlimme Löcher abbekommen hatte. Der Pilot war bewusstlos und hatte einige Schrammen, sowie einen gebrochenen Arm. Zurück im Dorf, übernahm Ishiko selbst seine Behandlung und ich half ihr dabei. Es dauerte einen Tag, bis er wieder zu Bewusstsein kam und drei Tage, bis wir ihm erlaubten aufzustehen. Ich bemerkte schon damals, wie er meine Tochter ansah und war deshalb nicht überrascht, als sie mir und Hikari eines Tages eröffneten, dass sie sich liebten.

Ich freute mich für meine Tochter, doch hegte ich Argwohn gegen den fremden Piloten.

Es verging ein Jahr, in dem es Jack jedoch gelang, sich das Wohlwollen des Dorfes zu verdienen und schließlich gaben auch wir ihnen unseren Segen.

Ein weiteres Jahr später starb Hikari und ich verließ mit den Kindern Japan und lebe seitdem in Jacks Heimatland England.

Ein Poltern lässt mich zusammenzucken und beinahe lasse ich das Staubtuch fallen, als plötzlich Akiyama ins Zimmer gestürmt kommt. Er läuft so schnell, dass er beinahe über den Sessel stolpert und dann schlitternd zum Stehen kommt. Seine grünen Augen blitzen aufgeregt.

„Hey, Oma, hör auf hier herumzustehen und Löcher in die Luft zu starren! Unten im Laden ist die Hölle los! So viele Touristen auf einmal hab ich noch nie gesehen.“

„Ist schon gut, ich komme gleich“, erwidere ich und kaum habe ich den Mund geschlossen ist Akiyama auch schon wieder auf und davon. Ich schmunzele, während ich das Staubtuch in die Küche bringe und mir die Hände unter dem weichen Wasserstrahl wasche.

Diese Kinder. Sie sind alles, was mir von meiner kleinen Familie noch geblieben ist.

Die süße Nyoko, die schüchtern und still ist, der freche Wirbelwind Akiyama, der seiner Zwillingsschwester so unähnlich ist, wie ein junger Hund einem Schmetterling. Und Yuki, der älteste der drei. Ich muss lächeln, weil ich daran denke, wie oft ich bei ihnen Eigenschaften wiederfinde, die auch Ishiko, Jack und Hikari besaßen.

Auch wenn sie selbst nicht mehr bei mir sind, ganz verschwunden sind sie nicht.

Jeder von ihnen hat mir ein Geschenk gemacht. Unsere gemeinsame Zeit, der Spaß, den wir hatten, und meine lieben Enkelkinder.

„Ooooooooooma!!!“, Akiyama kommt zurück und in die Küche gerauscht und muss sich am Türrahmen festhalten, um nicht auf dem Teppich weiter zu rutschen.

„Oma, wo bleibst du denn? Da unten ist so ein komischer Mann, der will unbedingt das alte japanische Schwert kaufen und versucht die ganze Zeit den Preis runterzuhandeln! Wir brauchen deine Gerissenheit um das zu regeln!“

„Ich komme ja“, sage ich und Akiyama macht Anstalten, die Treppe wieder hinunterzurennen.

„Und was heißt hier Gerissenheit?! Behandle deine neue Großmutter mit etwas mehr Respekt!“, rufe ich ihm streng hinterher und folge dem Jungen runter in den Laden. Ich bin so froh, dass ich die drei aus dem Waisenhaus geholt habe.

Auf Dauer ist es hier im „Green Dragon“, voller alter Dinge aus der Heimat, ziemlich einsam geworden. Wieder muss ich lächeln, als ich die Kinder im Antiquitätengeschäft mit den Kunden reden sehe. Bestimmt würden sie es schaffen, das Geschäft auch ohne mich abzuwickeln, aber Akiyamas heftiges Gefuchtel und Gewinke treibt mich zu ihnen und ich setze mein Verkäuferinnengesicht auf. Allzu sehr werde ich den Preis nicht absenken.

Das Schwert hat schließlich einmal Hikari gehört.

Die große Freiheit

„Was willst du mit einem Leben anfangen, das dir nicht einmal gehört?“

Er starrte sie an. Sie senkte den Blick und fuhr damit fort, ihre kalten Finger an der Tasse in ihren Händen zu wärmen, aus der noch immer weißer Dampf aufstieg. Draußen vor dem Fenster gingen Leute vorbei, die Hände in den Taschen, die Gesichter mit Mützen und Schals verhüllt. Drinnen im Café war es warm, aber draußen musste man einen Mantel tragen. „Es ist ja nicht so als ob ich es jetzt sofort wegwerfen wollte...“, sagte sie und nahm den Löffel von ihrer Untertasse, „aber ich habe auch nicht darum gebeten.“

Sie drehte den Löffel in den Fingern, steckte ihn in die Tasse und rührte um.

„Willst du mir damit sagen, dass es dir nichts bedeutet?“

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort, um die richtigen Worte zu finden. Schließlich zog sie den Löffel aus ihrer Tasse, leckte ihn ab und legte ihn auf die kahle Tischplatte. Dann stellte sie die Tasse daneben, umschloss sie komplett mit beiden Händen und sah ihn an. Er, wie er da vor ihr saß, in seinem ordentlichen Hemd und dem maßgeschneiderten Mantel. Er, mit dem perfekten Gesicht und dem allseits gefeierten Lächeln. Er sah sie an, mit seinen kühlen blauen Augen, und erwartete, dass sie in der Konversation fortfuhr. Er hatte absolut keine Ahnung. Wie sollte er auch? Wie sollte jemand wie er sie verstehen? Jemand, der allem und jedem gegenüber so gleichgültig war? Vor allem sich selbst.

„Dieses Leben, wie es vor mir liegt, mit einem durchschnittlichen Abitur, einem abgebrochenen Studium und einem schlecht bezahlten Teilzeitjob, dieses Leben bedeutet mir in der Tat nichts.“

Sie sah förmlich, wie sein Gesicht hart wurde. Wie seine Kiefer sich auf einander pressten. Wie eine Ader an seiner Schläfe hervortrat und sein Blick durchdringend und unerbittlich wurde.

„Du willst mir also erzählen, dass du nicht mit deinem Dasein zufrieden bist, obwohl du alles hast, was man sich wünschen kann? Obwohl du das alles hast: Einen sicheren Job, eine schöne Wohnung und Freunde, die dich unterstützen, genau wie deine Familie.“

Sie hielt seinem Blick stand. Er war so ein guter Schauspieler. „Ja, genau das will ich dir damit sagen. Ich habe vieles und doch bin ich unzufrieden.“

Sie wusste, was jetzt kommen würde und machte sich darauf gefasst. Er begann zu reden, wie er es immer tat. Er hatte sich eine gut durchdachte Argumentation zurechtgelegt. Eine Argumentation, die völlig wasserfest war. Aber nur im rationalen Sinn. Ihr Herz blieb davon völlig unberührt, genau wie ihr Geist. Sie wusste, dass er sie als dumm bezeichnen könnte, weil sie sich nicht seiner Vernunft unterwarf, sondern nur ihren eigenen Wünschen gehorchte, doch es war ihr egal. Sie wusste, dass es für sie nur einen Weg gab, der zu ihrem Ziel führte. Und der war die Freiheit.

Denn der Weg war das Ziel und ihr Ziel war eine Reise.

Ihr Leben sollte eine Reise sein.

Seine Stimme war inzwischen in den Hintergrund gerückt. Sie hörte ihn, doch seine Worte kamen bei ihr nicht mehr an, während sie aus dem Fenster blickte, das Kinn in die Hand gestützt. Sie wartete. Als die ersten Schneeflocken fielen, wusste sie, dass es so weit war. Jetzt war auch der letzte Rest seiner Existenz aus ihrem Bewusstsein verschwunden und ihre gesamte Aufmerksamkeit galt der Welt auf der anderen Seite

des Glases. Sie spürte nichts, hörte nichts, sah nichts, roch nichts, sondern wartete. Und dann, als ihr Gegenüber in einen sanfteren Ton gewechselt war und seine Hand auf die ihre legte, sah sie ihn. Sie hätte ihn beinahe nicht bemerkt. Unsichtbar glitt er in seinem weißen Mantel durch den Schnee. Den Kopf mit dem zerschlissenen Hut darauf gesenkt, sodass niemand seine freundlichen, warmen Augen oder das schiefe Lächeln sehen konnte. Genau so wenig, wie die seit Tagen nicht mehr rasierten Wangen und die ungekämmten Haare.

Sie spürte die fremde Hand nicht, die sich auf ihre gelegt hatte, sondern stand auf und schüttelte sie ab, ignorierte das Rufen und warf sich ihren Mantel über. Sie trat an die Tür, die sie trennte von ihm und von der Freiheit. Endlich war es so weit. Sie würde frei sein, würde in ihre Welt zurückkehren, die nicht aus Zahlen und Daten, sondern allein aus Farben, Klängen, Gefühlen und Gerüchen bestand.

Sie trat nach draußen und es war, als täte sie gleichzeitig den ersten und den letzten Atemzug ihres Lebens.